

Da gibt es noch die Sache mit den für ein Mahnmal veranschlagten Millionenbeträgen. Ein lösbares Problem: Von den nicht verausgabten Geldern könnten in Osteuropa Synagogen, noch mehr Altersheime und vor allem Schulen für die gebaut werden, die an ihrer dortigen Heimat festhalten wollen. vo

Nacharbeit

Ein Brief von Kardinal Cassidy zur Gemeinsamen Erklärung

Auf die vielen kritischen und enttäuschten Stimmen zur offiziellen katholischen Antwort auf die „Gemeinsame Erklärung“ zur Rechtfertigungslehre (vgl. HK, August 1998, 386) hat Kardinal *Edward Idris Cassidy*, der Präsident des vatikanischen Einheitsrates, mit einem Brief an den Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes reagiert. Der Brief an Generalsekretär *Ishmael Noko* trägt das Datum des 30. Juli 1998 und wurde jetzt vom LWB veröffentlicht.

Das Schreiben aus dem Einheitsrat, der zusammen mit der Glaubenskongregation die offizielle katholische Antwort verantwortete, ist erkennbar um *Schadensbegrenzung* bemüht, sowohl im Ton wie in der Sache. Es spricht von Mißverständnissen und Einseitigkeiten bei der lutherischen Interpretation der katholischen Antwort, enthält aber gleichzeitig das indirekte Eingeständnis, daß diese Antwort so formuliert war, daß sie beim ökumenischen Partner fast zwangsläufig Befremden und Verärgerung auslösen mußte.

Wie schon Kardinal Cassidy bei der Präsentation der katholischen Antwort am 25. Juni und dann Kardinal *Joseph Ratzinger* in einem FAZ-Leserbrief (14.7.98) insistiert auch das neue Schreiben auf dem Unterschied zwischen dem ersten Teil der Antwort („Erklärung“), der die Aussagen der Gemeinsamen Erklärung über einen

„Konsens in der Rechtfertigungslehre“ und einen „hohen Grad“ an Übereinstimmung bejaht, und den im zweiten Teil („Präzisierungen“) als noch klärungsbedürftig aufgeführten Punkten. Der zweite Teil der katholischen Antwort, so Cassidy im Brief vom 30. Juli, habe einen „völlig anderen Stellenwert“ als der erste.

Die Ausführungen zum solchermaßen nochmals heruntergestuften zweiten Teil der Antwort vom 25. Juni machen gleich an mehreren Punkten *Rückzieher*. So heißt es zu den kritischen Anmerkungen der katholischen Antwort bezüglich der Rechtfertigungslehre als Kriterium, hier bestehe kein weiterer Klärungsbedarf. Abgeschwächt werden auch die ausführlichen kritischen Überlegungen der Antwort zur Frage der menschlichen Mitwirkung bei der Rechtfertigung. Schließlich schreibt Kardinal Cassidy, die katholische Kirche habe nicht die Absicht, die Autorität des lutherischen Konsenses im Blick auf die Gemeinsame Erklärung in Frage zu stellen – die Aussagen der katholischen Antwort zu diesem Punkt waren den Lutheranern am stärksten aufgestoßen.

Um Differenzierung bemüht ist der Brief von Kardinal Cassidy aber vor allem bei der Erläuterung der katholischen Einwände zum „*simul iustus et peccator*“, der Frage also, inwieweit und ob im Gerechtfertigten weiterhin Sünde zurückbleibt. Die katholische Antwort, so die sorgsam gedrechselte Formulierung, weise darauf hin, „daß die katholische Kirche nicht ohne weitere Studien und Klärungen kategorisch feststellen kann, daß die Lehre vom ‚*simul iustus et peccator*‘ nicht länger unter die Lehrverurteilungen (des Konzils von Trient) fällt“. So umsichtig war die entsprechende Passage der Antwort aber nicht gehalten.

Der Präsident des Einheitsrates kommt zu dem Schluß, der erreichte Grad der Übereinstimmung und die Art der Präzisierungen erlaubten es der katholischen Kirche, „die Gemeinsame Erklärung als ganze und ohne Verzögerung zu unterzeichnen“. Es sei seine Hoffnung und auch die von Kardinal

Ratzinger, daß diese Unterzeichnung in den kommenden Monaten stattfinden könne.

Es ist jetzt zunächst an der lutherischen Seite, dieses vatikanische Interpretations- und Verständigungsangebot hinsichtlich Gemeinsamer Erklärung und katholischer Antwort zu bewerten. LWB-Generalsekretär *Noko* sprach in einer ersten Reaktion von einer „neuen Perspektive“, wie die Antwort vom 25. Juni nach dem Brief aus dem Einheitsrat zu „lesen, zu verstehen und auszulegen“ sei. Ansonsten verwies er auf die Tagung des Exekutivkomitees im November, das über mögliche weitere Schritte beraten wird.

Bleibt die Frage an die katholische Seite: Warum nicht gleich so? Warum zunächst eine Antwort mit diversen Schwachstellen, die nachträglich dann mit viel Kunstfertigkeit interpretiert und gegen Mißverständnisse verteidigt werden muß? Die grundsätzlichen Kritiker des Unternehmens „Gemeinsame Erklärung“ und der in ihr verfolgten Methode ökumenischer Verständigung werden sich von dem neuen Schreiben aus Rom kaum beeindruckt lassen. Und Klärungsbedarf bleibt allemal. Aber es ist in den letzten Monaten viel ökumenisches Porzellan zerschlagen worden, das noch heil sein könnte. ru

Baustelle

Die „Europäische Gesellschaft für Katholische Theologie“ tagte in Nijmegen

Bald kann die „Europäische Gesellschaft für Katholische Theologie“ ihr zehnjähriges Jubiläum feiern. Der Zusammenschluß von inzwischen über 900 Theologinnen und Theologen aus allen Teilen Europas, davon allein 220 in der deutschen Sektion, wurde Ende 1989 gegründet, als Folgewirkung der „Kölner Erklärung“ und vergleichbarer Theologenerklärungen in anderen Ländern (vgl. HK, März 1989, 127 ff.). Damals protestierten Theologen gegen

sich häufende Verweigerungen der kirchlichen Lehrerlaubnis und eine überzogene Auslegung der lehramtlichen Kompetenz des Papstes durch Johannes Paul II.

Wenige Monate vor dem dritten Kongreß der Europäischen Gesellschaft, der jetzt vom 22. bis 26. August im niederländischen Nijmegen stattfand, erschien das *Motu Proprio* „*Ad tuendam fidem*“, das die Freiheit der Theologie hinsichtlich nicht formell definierter Glaubens- und Sittenlehren einzuschränken droht (vgl. HK, August 1998, 426 ff. und September 1998, 455 ff.). Die Diskussionen in den Sektionen und im Plenum zu diesem päpstlichen Dokument bzw. zum Kommentar der Glaubenskongregation mündeten in Nijmegen nicht in die Verabschiedung einer gemeinsamen öffentlichen Erklärung; die Ansichten darüber, wie angemessen zu reagieren sei, gingen zu weit auseinander.

Es gab entschiedene Voten für den Verzicht auf eine Reaktion der Europäischen Gesellschaft mit der Begründung, man dürfe nicht auf Konfrontation, sondern müsse auf Dialog mit dem Lehramt setzen. Andere sprachen sich ebenso entschieden für eine deutliche Stellungnahme zu „*Ad tuendam fidem*“ aus, weil man anderenfalls die eigene Glaubwürdigkeit beschädige.

Auch die Referate, Arbeitskreise und Diskussionen zum Kongreßthema „Gottesglaube zwischen Tradition und Modernität“ boten einen Einblick in Vielfalt und Spannungsreichtum der theologischen Landschaft in Europa. Es machte auch diesmal den Reiz wie auch die Schwierigkeit der Veranstaltung aus, daß verschiedene theologische Disziplinen von der Exegese über die Dogmatik und Moralthologie bis zur Liturgiewissenschaft mit gewichtigen Beiträgen zu Wort kamen. Der Bogen spannte sich von den Überlegungen der norwegischen Theologehistorikerin *Kari Børresen* zu den neuen Akzentsetzungen im Verständnis des christlichen Glaubens bei den „Kirchenmüttern“ des Mittelalters bis zum Beitrag des Tübinger Moralthologen

Dietmar Mieth über das Verhältnis von religiöser und moralischer Identität.

Das Augenmerk galt in Nijmegen zum einen der Frage, wie sich in der *alten Kirche* in der Spannung zwischen Einheit und Pluralität christliche Identität herausgebildet hat und was sich daraus für den heutigen Umgang mit der Glaubens-tradition lernen ließe. So analysierte der Straßburger Liturgiehistoriker *Marcel Metzger* die liturgische Entwicklung im frühen Christentum, als es kein beherrschendes Einheitszentrum gab und das Evangelium in den verschiedenen Regionen und für die verschiedenen Gruppen inkulturiert werden mußte.

Der amerikanische protestantische Neutestamentler *Wayne A. Meeks* zeigte so geistreich wie überzeugend, daß es im Ethos des frühen Christentums immer Pluralität und Konflikte gab, daß sich Antworten auf heutige Probleme nicht unbeschadet aus der Tradition ableiten lassen: „Eine gute Übersetzung führt nicht automatisch zu guten Regeln.“ Meeks kennzeichnete christliche Ethik als notwendigerweise polyphon und berief sich dabei auf die Argumentationen des Apostels Paulus im Ersten Korintherbrief. Christliche Ethik sei immer mit Interpretation verknüpft und Grundhaltungen seien wichtiger als Einzelentscheidungen.

Dem zweiten Pol des Tagungsthemas, der modernen bzw. postmodernen Gegenwart als Herausforderung für die Theologie, widmete sich beim Kongreß der „Europäischen Gesellschaft“ u. a. der italienische Dogmatiker *Bruno Forte*, seit kurzem auch Mitglied der Internationalen Theologenkommission. Fortes Ausführungen waren getragen von der Hoffnung auf eine neue Offenheit für die christliche Rede von Gott angesichts der Krise der modernen Vernunft. Jenseits der Ideologien zeichne sich ein neuer Dialog zwischen Theologie und Philosophie ab – eine Zuversicht, die auf dem Kongreß allerdings nicht allgemein geteilt wurde.

Eher ratlos ließ viele Teilnehmer des Kongresses der Beitrag des kanadischen Religionswissenschaftlers *Ronald Grimes* zurück, der über Initia-

tionsriten in der Spannung zwischen lebendiger Erfahrung und erstarrter Tradition handelte. Das Problem, das Grimes mit Beispielen gelungener und mißlungener Initiation aus dem Leben der Hopi-Indianer wie dem amerikanischen Gegenwartsfilm plastisch hervortreten ließ, ist Theologen und kirchlichen Praktikern im heutigen Europa nur zu vertraut: Wie verhalten sich die christlichen Rituale zur gelebten Wirklichkeit der späten Moderne?

Der Pastoraltheologe *Johannes van der Ven*, von 1995 bis zum jüngsten Kongreß Präsident der europäischen Theologenvereinigung, griff in seinem Schlußreferat die Frage nach dem christlichen Gottesbild auf dem Hintergrund heutiger Rehabilitierungen sowohl des Polytheismus wie des Pantheismus auf: Beides seien Herausforderungen für den christlichen Glauben, „jedenfalls insoweit, als der nichthierarchische Charakter des Pantheismus und der polyzentrische Charakter des Polytheismus in differenzierter Weise verstanden werden“.

Van der Ven sprach im Blick auf seinen Beitrag zum Kongreßthema von vielen noch unbeantworteten Fragen. Das läßt sich auf die Situation heutiger Theologie insgesamt übertragen: Sie erschien in Nijmegen als eine große Baustelle mit weiterführenden Ergebnissen auf vielen interessanten Arbeitsfeldern, aber ohne so etwas wie einen großen Bauplan. Daran wird sich in absehbarer Zeit auch nichts ändern. Um so wichtiger, daß die „Europäische Gesellschaft für Katholische Theologie“ auch weiterhin dabei mit hilft, das Gespräch zwischen den theologischen Kulturen der einzelnen Länder und Disziplinen zu fördern.

Neuer Präsident der Gesellschaft ist der Grazer Fundamentaltheologe *Gerhard Larcher*; der nächste Kongreß wird dementsprechend auch in Österreich stattfinden. Damit drängt sich als besonderer Schwerpunkt für die nächsten Jahre das Bemühen um den theologischen Austausch zwischen Ost und West auf, für den Österreich gute Voraussetzungen bietet. Daß in Nijmegen keines der Hauptreferate von einem

osteuropäischen Theologen gehalten wurde, war ein Schönheitsfehler, der sich in Graz wohl nicht wiederholen wird. ru

Engel in L.A.

Hollywoods Remake von Wim Wenders' „Der Himmel über Berlin“

Mit dem religiösen Film ist es so eine Sache. Manche bezweifeln, ob es ihn überhaupt gibt, keiner tut sich mit einer Definition leicht.

Ein gutes Beispiel für die Vielschichtigkeit des Religiösen im Kino ist „Stadt der Engel“ von *Brad Silberling*, der nach seinem Erfolg in den Vereinigten Staaten auch in Deutschland in den vergangenen Wochen reüssierte. Der Film ist ein Remake eines der wenigen deutschen Klassiker mit Kult-Status der beiden vergangenen Jahrzehnte: „Der Himmel über Berlin“ von *Wim Wenders* aus dem Jahr 1987, der in Wenders „In weiter Ferne, so nah“ bereits eine Fortsetzung fand. Wie seinerzeit in Berlin verliebt sich jetzt auch bei Silberling einer der Engel, die den Menschen in ihrem Alltag zur Seite stehen, gibt seinen himmlischen Wesenszustand auf und taucht ins Leben der Sterblichen ein.

Einmal abgesehen davon, daß der Film mit selbstbewußter Unbekümmertheit die Existenz übernatürlicher Lebewesen ins Bild setzt und damit an die Renaissance des Themas „Engel“ anknüpft (vgl. HK, September 1994, 472 ff.), thematisiert er auch andere religiöse Fragestellungen *direkt*, freilich ohne sich um eine christliche oder gar kirchliche Orthodoxie zu scheren. Gibt es ein Leben nach dem Tod? Noch zu Beginn des Films verneint die Herzchirurgin Maggie diese Frage energisch – und gleichzeitig begleitet der Engel Seth, für die Umstehenden unsichtbar, den Sterbenden aus dem Operationssaal. Durch den medizinisch nicht erklärbaren Tod in ihrem Glauben an die Naturwissenschaft ver-

unsichert, wird Maggie empfänglicher für das, was zwischen Himmel und Erde geschieht. Wenn sich Seth im Gegenzug in die Herzspezialistin verliebt, stellt sich nicht zum einzigen Mal im Film die Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens.

Über das explizit Religiöse hinaus spielt der Film reichlich mit *christlicher Symbolik*: das Licht, in das hinein die Engel die Toten führen; die kreuzförmig ausgebreiteten Arme sowohl beim Sturz des Engels vom Wolkenkratzer in die Sinnlichkeit und die unerbittliche Härte des Lebens als auch jene von Maggie, der auf dem Fahrrad vor Glück die Arme zu Flügeln werden, während ein Sattelschlepper ihr die Vorfahrt nimmt. Im selben Moment sitzt Seth, fast schon überdeutlich, an einem eucharistisch anmutenden Tisch mit Blumen, Brot, Schalen mit Trauben und einer Kerze, die augenblicklich verlöscht.

Ferner präsentiert „Stadt der Engel“ *ethische Grundhaltungen*, die gerade unter Christen als vorbildlich gelten, und beweist damit abermals religiöses Profil: Opferbereitschaft, bedingungslose und kompromißlos treue Liebe. Der Film schwelgt nicht nur in Bildern, sondern ist zugleich ein unaufdringliches Plädoyer für die Sorge um die Mitmenschen, die den Beistand dringend nötig haben – und aufgrund der Präsenz der Engel auch Trost und Hoffnung schöpfen. Jeder der Schwachen und aus der Gesellschaft Ausgegrenzten könnte ein ehemaliger Engel sein, lehrt der Film. Schließlich entscheidet sich auch Seth bewußt für die Freiheit des Menschen samt aller damit verbundener Verantwortung, die ihm selbst angesichts des Leidens am Ende immer noch besser als das engelgleiche Leben erscheint. Der zu Beginn seines Erdenlebens ungetrübte Glaube an das Gute im Menschen bringt ihm allerdings auch manche bittere Erfahrung mit dem rauen Leben in der Metropole Los Angeles ein.

Wim Wenders wird in „Stadt der Engel“ nur im Abspann genannt. Vergleicht man die beiden Filme miteinander – hier Berlin, da Los Angeles –,

so verwundert bei der Adaption des Wendersfilms nicht, daß das Drehbuch ganz auf die US-amerikanischen Verhältnisse zugeschnitten wurde. Zwar übernimmt die neue Version viele Ideen: Auch in Los Angeles wandeln die Engel mit wallenden schwarzen Mänteln durch die Straßen und hören den Gedanken der Menschen zu, vornehmlich in einer großen Bibliothek. Auch die amerikanischen Kinder haben noch die besondere Fähigkeit, die Engel sehen und mit ihnen Kontakt aufnehmen zu können – wenn auch auf der Polaroidaufnahme von Seth mit einem Kind nur ein heller Fleck bleibt. Wie im „Himmel über Berlin“ berauschen sich in Silberlings Film die ehemaligen Engel – einer hat den sprechenden Namen Nathaniel Messenger angenommen – am Riechen, Schmecken und Fühlen: Für Seth wird seine blutende Nase geradezu zu einem sinnlichen Ereignis.

Silberlings Film aber mangelt es nicht nur am Charme der geteilten Stadt Berlin, deren lange verödetem Potsdamer Platz Wenders ein Denkmal gesetzt hat. Wenders hatte konsequent sowohl in schwarzweiß als auch in Farbe gedreht, um den Kontrast zwischen den unterschiedlichen Wahrnehmungsweisen von Engel und Mensch zu verstärken. „Stadt der Engel“ verzichtet auf Eingangssequenzen in schwarz-weiß, setzt ganz auf die Liebesgeschichte einschließlich einiger Eifersüchteleien, tauscht die Zirkusartistin gegen eine Ärztin aus, wählt einen anderen Schluß und erreicht mit prominent besetzten Rollen (*Nicolas Cage, Meg Ryan*), daß der Film, wie andere Kinoerzählungen aus Hollywood, auch bei einem breiteren Publikum ankommt.

Das von *Peter Handke* verfaßte, poetisch aufgeladene Drehbuch zum „Himmel über Berlin“ wurde vielfach als Kitsch für Intellektuelle abgestempelt. Mehr noch als „Stadt der Engel“, der sich – vor allem mit seinem Soundtrack – eher dem Gefühlskitsch amerikanischer Provenienz annähert, bestach Wenders Film jedoch durch seine meditative Art, die selbst ohne die reli-